

Michael Chabon
**Die Geheimnisse
von Pittsburgh**

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Denis Scheck*

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2008

Titel der Originalausgabe: *The Mysteries of Pittsburgh*

© 1987 by Michael Chabon

Aus dem amerikanischen Englisch von Denis Scheck

© 1988, 2008 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografieren, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert werden oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: plainpicture/ONIMAGE – aus der plainpicture
Kollektion Rauschen

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-03946-7

Für Lollie

Inhalt

1	Im Fahrstuhl nach oben	13
2	Ein ungebundenes Atom	22
3	Manche Leute wissen eben, wie man sich amüsiert	35
4	Die Wolkenfabrik	47
5	Eindringlinge	58
6	Gehorsam	70
7	Der Kontrollpunkt	81
8	Das Mau-Mau-Repertoire	89
9	Die Herzschmerz-Masche	101
10	Sex und Gewalt	113
11	Suchscheinwerfer und Riesenfrauen	125
12	Die böse Liebesschwester	146
13	Sommer 1941	161
14	Marjorie	173
15	Das Museum des wahren Lebens	187
16	Die Casa Panik	200
17	Durch die Hintertür	213
18	Scharfsinn	223
19	Der Große P	233
20	Leben auf der Venus	245
21	Der Weltuntergang	259
22	Kopfüber, kopfunter	275
23	Xanadu	292

Wie Diebe haben wir unter uns aufgeteilt
den Schatz der Tage und Nächte

– J. L. Borges

Im Fahrstuhl nach oben

Am Anfang des Sommers traf ich mich zum Mittagessen mit meinem Vater, dem Gangster, den seine undurchsichtigen Geschäfte übers Wochenende in die Stadt geführt hatten. Wir waren gerade am Ende einer Phase feindseliger Funkstille angelangt – ein Jahr hatte ich mit einem eigenartigen, zierlichen Mädchen verbracht, das er mit einer Direktheit und Wut, die ihm gar nicht ähnlich sahen, auf den ersten Blick verabscheut hatte; ich hatte sie geliebt und mit ihr zusammen in einem Apartment gelebt. Doch Claire war vorigen Monat ausgezogen. Weder mein Vater noch ich wussten, was wir mit unserer neuen Freiheit anfangen sollten.

»Heute Morgen war ich bei Lenny Stern«, sagte er. »Er hat nach dir gefragt. Du erinnerst dich doch an deinen Onkel Lenny?«

»Klar.« Einen Augenblick dachte ich an Onkel Lenny, wie er vor Millionen von Jahren im Hinterzimmer seines Ramschladens im Hill District mit drei Sandwichhälften jongliert hatte.

Ich war nervös und trank mehr, als ich aß; mein Vater machte sich bedächtig über sein Steak her. Dann fragte er mich, wie meine Pläne für den Sommer aussähen, und im Überschwang irgendeines heftigen Gefühls sagte ich ungefähr in diesen Worten: Es ist Sommeranfang, und ich stehe in der Lobby eines Grandhotels mit tausend Stockwerken, wo eine meilenlange Liftreihe und eine endlose rote Schlange uniformierter Boys in Livreen mit goldenen Tressen darauf warten, mich nach oben zu bringen, hinauf, immer weiter hinauf, durch die Suiten von VIPs, Spionen und Starlets, auf schnellstem Wege zu dem Zeppelinmast auf der Art-deco-Kuppel, wo

das riesige Luftschiff August vertäut liegt und in den starken Winden schlingert. Auf dem Weg zu der glänzenden Nadel auf der Spitze werde ich eine Menge Krawatten tragen, fünf oder sechs Meisterwerke auf 45 rpm kaufen und mich vielleicht zu oft dabei ertappen, wie ich auf das gebrochene Rückgrat einer Zitronenscheibe auf dem Grund eines Drinks starre. »Ich erwarte einen Sommer voll verträdelter Mußestunden und spärlich bekleideter Frauen«, sagte ich.

Mein Vater meinte, dass ich überreizt sei und Claire einen ungunen Einfluss auf meine Sprache genommen habe, aber etwas an seiner Miene verriet, dass er Verständnis hatte. Noch am gleichen Abend flog er nach Washington zurück, und am folgenden Tag suchte ich zum ersten Mal seit Jahren wieder in der Zeitung nach irgendeinem grausigen Hinweis auf die Folgen seines Besuchs, aber natürlich stand nichts drin. So eine Art Gangster war er nicht.

Claire war am dreizehnten April ausgezogen und hatte außer sämtlichen Joni Mitchells die vollständige Aufnahme der Dialoge aus Zeffirellis *Romeo und Julia* mitgenommen, eine Kassette mit vier Platten, die sie auswendig konnte. Irgendwann gegen Ende des sex- und handlungslosen letzten Akts von *Art und Claire* hatte ich ihr gesagt, nach Ansicht meines Vaters leide sie an Dementia praecox. Mein Vater hatte großen Einfluss auf mich, und ich glaubte ihm aufs Wort. Später erzählte ich den Leuten, ich hätte mit einer Verrückten zusammengeliebt und außerdem die Schnauze voll von *Romeo und Julia*.

Das letzte Semester meines Abschlussjahres auf dem College verstrich in einem wochenlangen Wechselbad aus Prüfungen und gefühlsduseligen Zechgelagen mit Professoren, bei denen mir – noch während ich ihnen die Hand schüttelte und sie zu einem Bier einlud – klar war, dass sie mir eigentlich nicht fehlen würden. Es stand jedoch noch eine letzte Haus-

arbeit über Freuds Briefe an Wilhelm Fliess aus, und wie ich feststellte, würde es mir nicht erspart bleiben, einen nervtötenden letzten Gang in die Bibliothek anzutreten, dem morschen Fundament meiner Ausbildung, dem weißen, geräuschlosen Allerheiligsten sämtlicher öden Sonntage, die ich damit verbracht hatte, die dürrtigen Reize der Volkswirtschaftslehre auszukosten, meines trostlosen und zynischen Hauptfachs.

Daher bog ich eines Tages Anfang Juni um die Ecke des Betonbaus, hinter dem die marmorierte Treppe der Bibliothek lag. Während ich an den braunen Fenstern im Erdgeschoss entlangging, warf ich einen Blick auf mein Spiegelbild und begutachtete dessen Gang, Slipper und zerzaustes Haar. Dann hatte ich ein schlechtes Gewissen, denn mein Vater, der Amateurychologe, hatte mich bei unserem Mittagessen als »hartgesottenen Narzissten« bezeichnet und die Befürchtung geäußert, ich könnte zu einem »Schicksal unheilbarer Adoleszenz« verdammt sein. Ich sah weg.

So spät im Semester, das offiziell schon zu Ende war, hielten sich nur noch wenige Studenten in dem Gebäude auf. Hinter dem großen Ausleihschalter lungerten ein paar glotzügige, unrasierte Hilfskräfte herum und starteten durch die riesigen getönten Fensterscheiben in die braune Sonne. Geräuschvoll klapperte ich in meinen Slippers über den Fliesenboden. Als ich den Aufzug zur Freud-Abteilung drückte, blickte ein Mädchen auf. Sie stand an einem Fenster; im Haar trug sie eine blaugüne Schleife. Das Fenster sah wie das Schaltergitter einer Bank aus und befand sich am anderen Ende des Korridors, in dem ich auf den Aufzug wartete. Das Mädchen am Fenster hielt in der einen Hand ein Buch und in der anderen ein dünnes Stück Draht. Wir sahen uns vielleicht drei Sekunden an, dann drehte ich mich um und richtete den Blick wieder auf den plötzlich leuchtenden roten Aufwärtspfeil, während es mir warm über meine sich versteifenden

Nackenmuskeln lief. Als ich in den Fahrstuhl trat, hörte ich, wie sie zu jemanden, der dort hinter dem Gitter neben ihr stand und den ich nicht gesehen hatte, vier deutlich vernehmbare merkwürdige Worte sagte.

»Das war er, Sandy«, sagte sie.

Ich war ganz sicher.

Freuds Briefe an Fliess machen viel Aufhebens von der fast unauslotbaren Wechselwirkung zwischen der menschlichen Nase und einem gesunden Sexualleben. Daher erwies sich die Arbeit an meinem Referat als relativ kurzweilig, und lange Zeit schrieb ich vor mich hin, um nur kurz für einen Schluck aus dem plätschernden Trinkbrunnen zu unterbrechen oder einfach einmal von meiner lächerlichen Gelehrsamkeit aufzublicken. Spät an diesem langen Nachmittag fiel mir ein junger Mann auf, der mich hinter seinem Buch hervor ansah. Der Titel war in Spanisch, und den Schutzumschlag zierte ein blutrünstiges Bild, auf dem ein Messer, eine Frau in einer Mantilla und ein halb entkleideter brauner Muskelprotz zu sehen waren. Ich lächelte ihm zu und zog eine Augenbraue hoch, um meine Skepsis gegenüber dem reichlich eigenartigen Buch zum Ausdruck zu bringen. Es hatte den Anschein, als wolle er mich noch eine Weile länger anstarren, doch ich sagte mir, ein solcher Blickkontakt pro Tag – zudem noch mit einer Frau – sei Aufregung genug, und konzentrierte mich wieder auf die Nase, dem Nexus aller menschlichen Begierden.

Als ich meinen Bleistift weglegte, war es kurz vor acht. Mit dem üblichen innerlichen »Ächz« stand ich auf und ging zu einem der hohen, schmalen Fenster hinüber, von dem man auf den darunter liegenden Platz sah. Hinter dem Rauchglas erschien der Himmel in der Dämmerung weißlich braun. Unten liefen Kinder in kleinen Pulks johlend über den Beton und steuerten offensichtlich ein bestimmtes Ziel an, was mich auf den Gedanken brachte, etwas essen zu gehen. Ganz

links, in der Nähe der Vorderseite des Gebäudes, sah ich ein Blaulicht. Ich suchte meine Bücher und Notizen zusammen und bemerkte, dass der Spanischschmöcker-Typ gegangen war. An seinem Platz lag eine leere Dose Ananassaft und ein kleiner Origamifetzen, der wie ein Hund oder ein Saxophon aussah.

Im Aufzug dachte ich auf dem Weg nach unten an das Mädchen-hinter-Gittern, aber im Erdgeschoss war alles dicht und ein Holzrollladen an dem Schalterfenster heruntergelassen. Hinter dem Ausleihschalter hockte jetzt ein unappetitlicher Typ, der mich, als ich auf klappernden Sohlen durch die Diebstahlsicherung ging, ohne aufzublicken durchwinkte.

Ich blieb eine Weile stehen, sondierte die Umgebung und rauchte eine köstliche Zigarette, dann hörte ich aus einem Funkgerät Polizistengequassel und sah ein Stück links von mir wieder das Blaulicht. Dort hatten sich kleine Gruppen von Leuten gebildet, die sich anscheinend nicht recht entscheiden konnten, ob sie nun weitergehen oder stehen bleiben sollten. Ich schlenderte hin und schob mich durch den äußeren Kreis der Passanten.

Im Mittelpunkt des ganzen Theaters stand eine junge Frau, die den Kopf leicht vorgeneigt hielt und etwas flüsterte. Links von ihr wuchtete sich ein zu Boden gegangener Bulle mit einer Schramme im Gesicht gerade auf die Knie und versuchte dann aufzustehen, wobei er wenig überzeugende Drohgebärden in Richtung eines riesengroßen Jungen machte. Rechts von dem Mädchen, auf der anderen Seite des von uns zufällig gebildeten Zuschauerrunds, stand noch ein Bulle und mühte sich mit beiden Armen ab, einen anderen riesengroßen Jungen in den Griff zu bekommen, der die Polizisten beschimpfte, das Mädchen, seinen wütenden Zwillingbruder ihm gegenüber und uns alle, die wir zuschauten.

»Lass mich los, du Wichser«, rief er. »Du Miststück, du Wichser, du Arschloch, ich bring euch um! Lass mich los!«

Er war ein Koloss und körperlich so fit, dass er sich mit einer kurzen Drehung, durch die der kleine blaue Bulle auf die Straße geworfen wurde, von seinem Gegner losreißen konnte. Die beiden Jungen gingen aufeinander zu, bis beide auf Armeslänge an das Mädchen herangekommen waren, das ich mir noch mal ansah. Sie war schlank und blond, eine nichts-sagende Dorfschöne mit nichtssagendem Gesicht, grünen Augen und einer kleinen Nase; sie trug einen geblühten Rock. Ihr Blick war zu Boden gerichtet, auf den Bürgersteig, auf nichts. Ihre schmalen Knöchel wackelten auf zehn Zentimeter hohen Stöckelschuhen, und ihre Lippen bewegten sich stumm. Inzwischen hatten sich die beiden Bullen aufgerappelt und die Gummiknüppel gezogen. In der Auseinandersetzung trat eine seltsame kurze Pause ein, als warteten die Polizisten und die Hünen auf einen leisen Befehl von der benommenen Frau, ehe sie nach den verschiedenen heiklen Sachen griffen, die sie griffbereit parat hielten. Plötzlich war es kühl und fast Nacht. In der Ferne heulte noch eine Sirene auf und kam näher. Das Mädchen schaute auf, horchte und wandte sich dann dem Jungen zu, der sich gerade befreit hatte. Sie warf sich an seine breite Brust und klammerte sich an ihn.

»Larry«, sagte sie.

Der andere Junge öffnete die Fäuste und sah die beiden an, dann drehte er sich mit Tränen in den Augen und verständnisloser Miene zu uns um.

»Pech gehabt, Junge«, sagte jemand. »Sie hat sich für Larry entschieden.«

»Hals und Beinbruch, Larry«, rief jemand anderes.

Damit war die Sache erledigt; die Leute klatschten. Die lädierten Polizisten stürzten hinzu, mit quietschenden Reifen fuhr Verstärkung vor, Larry küsste sein Mädchen.

»Ein gebrochenes Herz mehr ins Pittsburgh«, sagte eine Stimme direkt neben mir – der Spanischschmöker.

»He«, sagte ich. »Ja. Stimmt. Davon gibt's hier mehr als Kielbasawürste auf der Forbes Avenue.«

Unter dem Gemurmel der Leute, die sich dann für die Festnahmen nicht mehr interessierten, schlossen wir uns dem allgemeinen Aufbruch an.

»Wann bist du dazugekommen?«, fragte er. In seinem Ton schwang zweifellos Sarkasmus mit, andererseits meinte ich, dass ihn die Szene beeindruckt, vielleicht sogar erschüttert hatte. Er hatte kurze, flachsblonde Haare, helle Augen und einen Vierundzwanzig-Stunden-Bart, der seinem jugendhaften Gesicht einen Hauch abgeklärter Dekadenz verlieh.

»Im besten Moment«, sagte ich.

Er lachte, genau ein vollkommenes Ha.

»Das war Wahnsinn«, fuhr ich fort. »Ich meine, hast du das gesehen? Es ist mir ein Rätsel, wie man sich mitten auf dem Bürgersteig so gehen lassen kann, vor aller Augen.«

»Manche Leute wissen eben, wie man sich amüsiert«, sagte er.

Selbst als ich diese Redewendung zum ersten Mal aus Arthur Lecomtes Munde hörte, hatte ich schon das dunkle Gefühl, dass sie ihm als Motto diene. Als er die Worte aussprach, hallte seine Stimme wie bei einem Rundfunksprecher.

Wir stellten uns vor und schüttelten uns die Hand, weil wir beide mit Vornamen Arthur hießen; einen Namensvetter zu treffen ist eine der köstlichsten und kürzesten Überraschungen, die es überhaupt gibt.

»Aber ich werde Art genannt«, sagte ich.

»Ich Arthur«, erwiderte er.

Auf der Forbes Avenue wandte sich Arthur nach links, drehte den Kopf aber zu mir nach halb rechts und zog die rechte Schulter ein wenig nach, als wolle die auf mich warten oder bleibe absichtlich zurück, um mich zu angeln und mitzuschleifen. Er trug ein weißes Frackhemd von ausgefallenem, blusig elegantem Schnitt, das bauchig über seine

Bluejeans fiel und trotz des nachlassenden Tageslichts hell hervorstach. Er blieb stehen und schien vor Ungeduld heftig mit dem Fuß aufstampfen zu wollen.

Ich war sicher, dass er schwul war und unsere zufällige Begegnung dazu benutzen wollte, um seinen kurzen ersten Annäherungsversuch in der Bibliothek fortzusetzen, wahrscheinlich weil er annahm, ich sei homosexuell wie er. Manchen Leuten unterlief dieser Irrtum.

»Wohin wolltest du eigentlich, als dir Jules und Jim in die Quere kamen?«, fragte er.

»Jules und Larry«, sagte ich. »Hm, ich bin zum Essen verabredet – mit meiner Exfreundin.« Das Wort Freundin spuckte ich ihm richtig ins Gesicht.

Mit ausgestreckter Hand kam er zu mir zurück. Ich schüttelte sie noch einmal.

»Ich arbeite in der Bibliothek«, sagte er. »Neuerwerbungen. Es würde mich freuen, wenn du mal vorbeischaust.« Seine Worte klangen steif und merkwürdig höflich.

»Klar, mach ich«, sagte ich. Einen Augenblick dachte ich an Claire und an das Essen, das sie nun vielleicht für mich zubereiten würde, wenn ich es nicht bloß erfunden hätte und ihr nicht schon allein bei meinem Anblick jeder Appetit vergangen wäre.

»Um wie viel Uhr erwartest dich deine Freundin?«, fragte Arthur, als hätten wir uns nicht gerade die Hand geschüttelt und ich könnte noch nicht meiner Wege gehen.

»Halb neun«, log ich.

»Wohnt sie weit von hier?«

»In der Nähe der Uni.«

»Hm, jetzt ist noch nicht mal acht. Wie wär's mit einem Bier? Es wird ihr nichts ausmachen. Sie ist sowieso deine Exfreundin.« Bei ihm lag die Betonung auf der Silbe vor »Freundin«.

Ich hatte die Wahl, entweder mit einem Schwulen ein Bier

trinken zu gehen oder mich linkisch aus der Affäre zu ziehen, indem ich zum Beispiel sagte: »Äh – Viertel nach acht, wollte ich sagen«, oder: »Tja, also ich weiß nicht recht.« Ich hatte Angst, einen unbeholfenen oder dümmlichen Eindruck auf ihn zu machen. Auf jeden Fall hatte ich nicht irgendwelche Vorurteile oder Berührungängste gegenüber Homosexuellen; in bestimmten Büchern von schwulen Autoren hatte ich die Tiefe und das geheimnisvolle Beben ihrer Gedanken zu schätzen gewusst, außerdem bewunderte ich ihre elegante Kleidung und ihren scharfen, nüchternen Verstand, ihre Waffe. Es war bloß so, dass mir viel daran lag, sozusagen einem Missverständnis vorzubeugen. Doch hatte ich mir nicht erst am Morgen, als ich einer Reihe narbengesichtiger, vollbusiger und rot gekleideter schwarzer Mädchen nachgesehen hatte, die lachend mit Steppschritten die Ward Street entlanggetänzelt waren, zum fünfzigstenmal meine Unfähigkeit vorgeworfen, neue Bekanntschaften zu schließen, etwas zu riskieren, mich auf ungewöhnliche und unbegreifliche Situationen einzulassen – mit einem Wort, auf ein Missverständnis? Und so ging ich mit einem fatalistischen Schulterzucken ein Bier trinken.

Ein ungebundenes Atom

Mein Vater, ein stattlicher, gut aussehender Mann mit rosigem Gesicht, pflegte zu sagen, er sei Profigolfer und Hobbymaler. In seinen wahren Beruf wurde ich erst völlig eingeweiht, als ich im Alter von dreizehn Jahren das Recht erhielt, aus der Thora vorzulesen. Seine Aquarelle – in blassen Orangetönen gehaltene Bilder, die an Arizona erinnerten – hatten mir immer gefallen, doch noch mehr mochte ich die Karikaturen, die er zeichnen konnte – nie, wenn man ihn darum bat oder anbettelte, nicht einmal wenn man heulte, sondern nur, wenn ihn plötzlich wie durch Zauberei der unwiderstehliche Drang überkam, in sieben Farben das Bild eines Clowns mit Zylinder auf die Tafel im Kinderzimmer zu malen.

Sein Kommen und Gehen im Haus, stets von Zigarrengestank begleitet und dem Knarren des jeweiligen Möbelstücks, das er dazu ausersehen hatte, die Fülle seines Gangsterkörpers aufzunehmen, war nachts für mich eine unerschöpfliche Quelle des Rätselratens und Kopfzerbrechens, wenn wir beide wach waren, weil wir an Schlaflosigkeit – unserer Familienkrankheit – litten; mich ärgerte, dass er umherwandern, malen, Bücher lesen oder fernsehen durfte, während ich im Bett bleiben und um jeden Preis versuchen musste einzuschlafen. Manchmal kam ich Sonntag morgens ganz früh nach unten und traf ihn auf der hinteren Veranda, wo er sich schon durch die gigantische Sonntagsausgabe der Post gekämpft hatte, weil er kein Auge zutun konnte und seit neunundzwanzig oder dreißig Stunden wach war.

Bis zum Tag meiner Bar Mizwa war ich angesichts seiner unglaublichen, wenn auch selten demonstrierten geistigen und körperlichen Fähigkeiten felsenfest davon überzeugt gewe-

sen, dass mein Vater ein Doppelleben führte. Hinter der geheimen Identität musste sich mein wahrer Vater verbergen, das war mir klar. Hundertmal sah ich in den Schränken nach, im Keller, unter den Möbeln und im Kofferraum des Autos, immer auf der vergeblichen Suche nach dem bunten Kostüm, in dem er als Superheld (oder Superbandit) in Aktion trat. Er ahnte wohl etwas von meinen Vermutungen und pflegte ihnen alle paar Monate neuen Auftrieb zu geben, indem er mir bewies, dass er Auto fahren konnte, ohne das Lenkrad zu berühren, unfehlbar sicher mit drei Fingern Fliegen und sogar Hummeln aus der Luft fing, oder mit der bloßen Faust Nägel in die Wand schlug.

Sehr viel später erzählte er mir, er sei an dem Tag, als meine Mutter begraben wurde, knapp sechs Monate vor meinem dreizehnten Geburtstag, drauf und dran gewesen, mir die Wahrheit über seine Arbeit zu sagen. Aber sein Halbbruder, mein Onkel Sammy »Red« Weiner, bewog ihn dazu, sich an seinen ursprünglichen Plan zu halten und zu warten, bis ich zum ersten Mal einen Tallit überzog. Statt mir also an jenem strahlenden, öden Samstagmorgen, als wir am Küchentisch saßen und zwischen uns die Zuckerdose stand, die Wahrheit über seinen Job zu sagen, erzählte er mir, meine Mutter sei bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Ich weiß noch, dass ich das purpurrote Blumenmuster auf der Zuckerdose anstarrte. An das Begräbnis erinnere ich mich kaum. Als ich am nächsten Morgen meinen Vater wie immer um die Comicbeilage und den Sportteil der Zeitung bat, tauchte ein merkwürdiger Ausdruck auf seinem Gesicht auf, und er wandte den Blick ab. »Heute ist keine gekommen«, sagte er. Mitten in der Nacht war Marty bei uns eingezogen. Er war schon früher oft bei uns zu Besuch gewesen, und ich konnte ihn gut leiden – er kannte ein Gedicht über Christy Mathewson, den berühmten Baseballspieler, das er aufsagte, sooft ich ihn darum bat, und einmal hatte ich für Sekunden

die Pistole gesehen, die er links unter dem Jackett hatte. Er war ein schwächlicher kleiner Mann, der immer Krawatte und Hut trug.

Marty zog nie wieder aus. Er brachte mich morgens immer mit dem Auto zur Schule oder fuhr manchmal überraschend mit mir ein paar Tage nach Ocean City in Ferien, und dann musste ich überhaupt nicht zur Schule. Erst lange Zeit später erfuhr ich die näheren Umstände, unter welchen meine Mutter, die gesungen hatte, so jäh aus der Welt geschieden war, aber ich musste wohl geahnt haben, dass man mich belogen hatte, weil ich nie mehr nach ihr fragte und sie auch kaum einmal erwähnte, eigentlich nie.

Als mich mein Vater am Nachmittag meiner Bar Mizwa schließlich in seinen wahren Beruf einweihte, erklärte ich voller Begeisterung, dass ich in seine ruhmreichen Fußstapfen treten wolle. Er runzelte die Stirn. Längst hatte er beschlossen, mir Colleagueausbildung und »weiße Weste« zu kaufen. Er war der erste Bechstein, der studiert hatte, doch der Tod eines wichtigen Onkels sowie die Möglichkeiten, die sich damals für einen Mann mit betriebswirtschaftlicher Ausbildung und der Zulassung als Wirtschaftsprüfer gerade aufzutun begannen, hatten ihn in die Arme der Familie getrieben (den Maggios aus Baltimore). Er wurde ärgerlich, fast schon wütend, und hielt mir eine Standpauke. Nach jahrelangem Rätseln und Suchen hatte ich endlich erfahren, welcher Art die Tätigkeit meines Vaters war, und er verbot mir, ihn deshalb zu bewundern. Ich merkte, dass sein Beruf zornige Scham in ihm auslöste, daher brachte auch ich ihn mit Scham und dem Eintritt ins Mannesalter in Verbindung, was mich doppelt und auf unterschiedliche Weise von meinen Eltern zu trennen schien. Später hatte ich nie auch nur das geringste Verlangen, sein Geheimnis einem meiner Freunde zu verraten; im Gegenteil, ich tat alles, dass es nicht herauskam.

Meine ersten dreizehn Lebensjahre, Jahre ekstatischer, beunruhigender und stummer Neugier, denen sechs Monate voll Unglück und Enttäuschung folgten, ließen mich irgendwie zu der Überzeugung gelangen, jeder neue Freund besitze ein tolles Geheimnis, das er eines Tages, wenn ich nur diskret, bewundernd und ehrfürchtig Schweigen wahrte, aus freien Stücken preisgeben würde.

Als ich Arthur Lecomtes Bekanntschaft machte, stellte ich mich sofort darauf ein, auf seine Enthüllungen zu warten. Ich dachte mir hundert Fragen zur Homosexualität aus, die unausgesprochen blieben. Ich wollte wissen, wie er herausgefunden hatte, dass er schwul war, und ob er je das Gefühl hatte, seine Entscheidung sei ein Fehler gewesen. Das hätte ich liebend gern gewusst. Stattdessen trank ich Bier – nicht gerade wenig – und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Ungefähr fünf Sekunden, nachdem ich mitbekommen hatte, dass wir nicht mehr bei vollen Aschenbechern und leeren Gläsern in der Kneipe saßen, sondern umgeben von Mohawk-Indianern und Schwarzen, die Frankfurter aßen, an einer lärmenden Straßenecke standen, hielt ein grünes Audi-Cabrio mit einem Araber am Steuer neben uns und hupte.

»Mohammed, stimmt's?«

»Hallo, Mohammed!«, rief Arthur, lief um das Auto herum zum Beifahrersitz und hechtete auf die protzig weißen Lederpolster.

»Hallo, Mohammed«, sagte ich. Ich stand immer noch auf dem Bürgersteig. Ich hatte sehr rasch sehr viel getrunken und kam mir vor wie im falschen Film. Alles wirkte unheimlich schnell, grell und laut.

»Komm schon!«, riefen der blonde Kopf und der schwarze Kopf. Mir fiel ein, dass wir zu einer Party gingen.

»Geh schon, Arschloch«, sagte jemand hinter mir.

»Arthur! Hatte ich nicht irgendwann heute Abend einen Rucksack dabei?«, fragte ich.

»Was?«

»Mein Rucksack!« Ich war schon auf dem Weg in die Kneipe. Dort war alles dunkler und ruhiger; mit einem raschen Blick auf das Spiel der *Pittsburgh Pirates*, das ohne Ton und in grässlicher Farbe über der Glatze des Barmanns flimmerte, hastete ich zu unserer Nische und angelte mir den Rucksack. Es tat gut, das schummrige Licht dort, und ich blieb kurz stehen; ich fühlte mich, als hätte ich mehrere Minuten vergessen zu atmen.

»Mein Rucksack«, erklärte ich den Kellnerinnen, die an einem Tisch neben der leblosen Jukebox zusammenhockten, Kaugummi kauten und Kaffee tranken.

»Hm mhm«, sagten sie. »Haha.« Mehr noch als vielleicht an anderen Orten unserer indifferenten Nation, ist in Pittsburgh einer Kellnerin alles egal.

Auf dem Weg nach draußen sah ich die Dinge plötzlich glasklar: Sigmund Freud, der sich Kokain aufs Nasenseptum pinselte, das stetig wachsende Chaos der letzten anderthalb Stunden, den im Leerlauf wartenden Audi voller bevorstehender Unbesonnenheiten, den explodierenden Sommer; und da ich das alles im Rausch sah, war die Wahrnehmung vollkommen, allumfassend und dauerte etwa eine halbe Sekunde.

Ich ging nach draußen zum Auto. Einsteigen, einsteigen, sagten sie. Zwischen den Lehnen der Schalensitze und dem Kofferraumdeckel war soviel Platz wie in einem Toaster.

»Quetsch dich hinten rein«, sagte Mohammed und verrenkte sich den Hals, um mich mit seinem braunen Filmstargesicht anzustrahlen. »Sag ihm, er soll sich auf den Fond setzen, Arthur.« Er sprach mit französischem Akzent. »Den Fond?« Ich warf meinen Rucksack rein. »Für mich ist jetzt kein Platz mehr.«

»Auf den Kofferraum. Er nennt ihn Fond«, sagte Arthur lächelnd. Lecomte hatte ein kühles, sarkastisches Lächeln, das nur selten in Erscheinung trat, vor allem aber dann, wenn er jemanden überreden oder verspotten wollte – oder beides. Gelegentlich tauchte es nur als eine Art grausame Warnung auf, eine viel zu späte Warnung vor den Plänen, die er für dich gemacht hatte, ein aufrichtiges Lächeln, das einen in falscher Sicherheit wiegen sollte, ein Lächeln, wie es Montresor Fortunato zuwarf, die Hand auf der Maurerkelle in seiner Tasche. »Du musst dich auf die Kante des Kofferraums setzen, wo das Verdeck verstaut ist.«

So ängstlich ich sonst auch sein mochte, ich tat es.

Wir fädelten uns in den starken Samstagabendverkehr auf der Forbes Avenue ein, und vielleicht wegen des Vorfalls, den ich zuvor miterlebt hatte, musste ich bei dem Gewoge der Rücklichter – so nah und rot! – an Polizeisirenen denken.

»Ist das eigentlich erlaubt, was ich hier mache?«, schrie ich in den brausenden Fahrtwind.

Arthur drehte sich um. Das Haar wehte ihm ins Gesicht, und die Zigarette, die er sich angesteckt hatte, versprühte glühende Asche wie eine Wunderkerze.

»Nein!«, rief er. »Also fall nicht raus! Mohammed hat sowieso schon massenhaft Strafzettel!«

Die Leute in den Autos, denen es gelang, sich neben den Audi zu schieben, schüttelten über mich den Kopf und verdrehten die Augen, so wie ich es bei anderen betrunkenen Typen in schnellen Autos oft getan hatte. Ich beschloss, mich nicht um sie zu kümmern, was auch ganz einfach war, und blickte starr in den Wind und die stetig an uns vorbeirauschenden Straßenlaternen. Ich war von meinen fünf hastig gekippten Bieren benebelt und besänftigt und nahm nur noch wahr, mit welcher Geschwindigkeit Mohammed losbrauste, und das Quietschen der Reifen auf dem Asphalt, der so angenehm roch und so dicht unter meinem Kopf vorbeiglitt. Kurze Zeit

später legte sich der Wind, als wir bei der Craig Street an eine rote Ampel kamen und anhielten.

Ich holte meine Zigaretten aus der Tasche und zündete mir während der kurzen Windstille eine an. Arthur drehte sich um und schien gelinde überrascht, dass ich nicht kreidebleich, sterbenselend oder halb ohnmächtig war.

»He, Arthur«, sagte ich.

»Was he?«

»Du arbeitest doch in der Bibliothek, stimmt's?«

»Ja.«

»Wer ist das Mädchen-hinter-Gittern?«

»Wer?«

»Neben den Aufzügen im Erdgeschoss. Ein Fenster. Gitter. Dahinter arbeitet ein Mädchen.«

»Du meinst wohl Phlox.«

»Phlox? Sie heißt Phlox? Es gibt Mädchen, die Phlox heißen?«

»Sie spinnt«, erklärte Arthur mit einer Mischung aus Spott und Schwärmerei. Dann riss er die Augen auf, als sei ihm gerade etwas eingefallen. »Eine Punkerin« fügte er bedächtig hinzu. »Sie wird Mau-Mau genannt.«

»Mau-Mau«, wiederholte ich.

Als die Ampel umsprang, wechselte Mohammed rasch auf die linke Spur und blinkte erst, als er schon halb abgebogen war.

»Was soll das, Momo?«, sagte Arthur.

»Momo?«, fragte ich.

»Ah, Scheiße! Wir fahren ja zu Riri!«, sagte Mohammed. Ihm schien gerade wieder einzufallen, dass wir zu einem bestimmten Ziel unterwegs waren.

»Momo«, sagte ich noch einmal. »Riri.«

»Du hättest weiter auf der Forbes bleiben müssen, Momo«, sagte Arthur und lachte mich an. »Riris Haus liegt ein Stück weiter oben an der Forbes Avenue.«

»Okay, ja, ich weiß, halt die Klappe«, rief Mohammed. Auf der glücklicherweise freien Mittelspur der Craig Street wendete er und brauste mit laut quietschenden Reifen zurück auf die Hauptstraße. Trotz des 100-Stundenkilometer-Winds lag sein schwarzes Haar fettig, glänzend und wie angeklebt auf seinem Kopf, wie ein Toupet aus Papiermaché und Lack. Erneut ballte sich eine Wolke glückseligen Trans zusammen und vernebelte meinen Verstand. Ich warf meine Zigarette weg und nahm wieder meine vorige Stellung ein, klammerte mich an den verchromten Gepäckträger und sog wie ein Düsentriebwerk in vollen Zügen Luft ein.

Riris Haus, ein Riesenkasten im Tudorstil, lag nicht weit vom Campus des Chatham College, wo ihr verwitweter Vater, wie mir Arthur erzählte, während wir die Auffahrt zur Haustür hinaufgingen, Farsi lehrte, sich jedoch oft beurlauben ließ, so wie auch jetzt; aus seinem Haus strömte überall Licht auf den riesigen Rasen, und laute Musik hallte bis in die Nachbarschaft.

»Jetzt bist du froh, dass du bist mitgekommen«, sagte Mohammed und schüttelte mir unnötigerweise die Hand. Dann zwängte er sich in das Getümmel in der Diele.

»Äh, danke«, erwiderte ich.

»Wirklich schön, dass deine Exfreundin so verständnisvoll war«, sagte Arthur und lächelte fast.

Ich hatte einen zerknirschten Anruf bei Claire vorgetäuscht und dem Rufton erklärt, mir sei etwas dazwischengekommen, ich müsse das Essen ausfallen lassen, aber es täte mir schrecklich leid, dass sie sich die ganze Mühe wegen mir nun umsonst gemacht hätte, wobei Letzteres zweifellos der Wahrheit entsprach, wie ich mir in Erinnerung rief.

»Ha. Ja. Woher kommt Momo?«

»Aus Libanon«, sagte Arthur, doch dann kam eine reizende braune Frau in einem Sarong auf uns zu, strahlte über das

ganze Gesicht und streckte die Arme weit zu einer herzlichen Umarmung aus.

»Momo! Arthur!«, rief sie. Ihre Augen waren groß und braun, mit goldenem Glimmer und drei abgestuften Lidschatten geschminkt; sie hatte sich allerlei bunten Schnickschnack ins Haar gesteckt, lackierte Esstäbchen, Federbüschel und Kreppstückchen. Ich stand neben der offenen Tür, beobachtete, wie sich alle umarmten, und trug ein geduldiges, gewinnendes, unechtes Lächeln zur Schau. Momo stieß einen Schrei aus, fluchte auf Französisch und spurtete mit einem finsternen, irren Ausdruck im Gesicht ins Haus, als verfolge er eine Beute, die er nach einer Jagd über Millionen von Jahren endlich in die Enge getrieben hatte. Ich nahm an, dass es Riri war, die uns begrüßte. Sie hatte wunderschöne Schultern, die sanft und ohne von Kleidung behindert zu werden zum prall ausgefüllten Oberteil ihres geblühten Wickelkleids abfielen. Wie viele Perserinnen war sie auf adlerhafte Weise schön; sie hatte eine Hakennase, dunkle Haut und einen fiesen Zug um die Augen. Nachdem sie die beiden Jungen geküsst hatte, wandte sie sich mir zu und streckte mir, ganz Gastgeberin, ihre niedliche Hand entgegen.

»Riri, das ist Art, ein Freund von mir«, stellte Arthur mich vor.

»Hoherfreut«, sagte ich.

»Oh, hoherfreut!«, sagte Riri. »Wie höflich! Alle deine Freunde sind so höflich, Arthur! Kommt herein! Alle sind hier! Alle sind betrunken – aber höflich! Ihr werdet euch gleich wie zu Hause fühlen! Kommt in den Salon!«

Sie drehte sich um und ging in den Salon, ein großes Zimmer mit roten Vorhängen, das seinem antiquierten Namen alle Ehre machte. Es war voller Vasen und trinkender Leute, außerdem gab's einen Flügel.

»Ist es wirklich so auffällig?«, flüsterte ich Arthur ins Ohr, wobei ich ihm nahe, aber nicht zu nahe kam.

»Dass du höflich bist, meinst du?« Er lachte. »Ja, es ist schon fast peinlich – du machst dich lächerlich mit deinen guten Manieren.«

»Na, in dem Fall muss ich wohl unverschämt werden«, sagte ich. »Gibt's hier eine Bar?«

»Warte«, sagte er und hakte mich unter. »Ich möchte dich mit jemandem bekannt machen.«

»Mit wem?«

Er führte mich durch einen Pulk Jugendlicher, von denen die meisten Ausländer zu sein schienen, ein Glas in der Hand hielten und die eine oder andere Sorte Zigaretten rauchten. Einige unterbrachen ihre lauten Gespräche und drehten sich zu Arthurs Begrüßung um, der alle gewandt mit einem kurzen und recht arroganten »Hallo« abfertigte. Er schien beliebt zu sein oder zumindest Achtung zu genießen. Viele der kleinen Grüppchen wollten ihn im Vorübergehen ins Gespräch ziehen.

»Wohin bringst du mich?«, fragte ich. Ich versuchte, möglichst besorgt zu klingen.

»Zu Jane.«

»Oh, prima. Und wer ist das?«

»Clevelands Freundin. Ich glaube, sie ist hier – Augenblick mal. Warte einen Moment hier, okay? Tut mir Leid. Bin gleich wieder da. Entschuldige, aber ich sehe da jemand, äh ...«, sagte Arthur, ließ meinen Ellbogen los und verschwand.

Ich rührte mich nicht vom Fleck, ließ meinen Blick in die Runde schweifen und staunte über die vielen hübschen Frauen aus aller Herren Länder. Arthur hatte mich in einen Winkel des Salons gebracht, in dem ein turmhohes Möbel stand, an das ich mich lehnte und an dem ich mir die Wange kühlte. Viele von den Leuten, die ich sah, hatten wunderschöne braune Haut, sämtliche Braunschattierungen waren vertreten: Iraner, Saudis, Peruaner, Kuwaiter, Guatemalteken, Inder, Nordafrikaner, Kurden – wer konnte sie un-

terscheiden? Hellhäutige Frauen waren wie ein Besatz aus weißer Spitze über das ganze Zimmer verteilt; Jungen mit interessanten Kopfbedeckungen und Lacoste-Hemden oder schlecht sitzenden Gabardineanzügen lachten und besahen sich die Frauen. Arthur studierte an jenem Fachbereich der Universität, in den reiche oder von enormem Glück begünstigte Ausländerkinder geschickt werden, damit sie lernen, hohe Beträge internationaler Zahlungsmittel und Missstände in ihren Heimatländern zu verwalten. Diplomat, hatte Arthur auf meine Frage nach seinen Berufsplänen geantwortet.

»Ich gehe auf diese Partys, um zu üben«, hatte er gesagt. »Hier gibt es Gruppierungen, Bündnisse, Geheimnisse, Schulden, und es werden eine Menge Dummheiten gemacht – ich meine natürlich in sexueller Hinsicht. Und sie alle betrachten sich als Iraner, Brasilianer oder was immer, aber ich – ich betrachte mich nicht als Amerikaner: Ich bin ein Atom, ich schwirre hier überall herum, wie ein Söldner. Nein, nicht wie ein Söldner, wie ein freier Wirkstoff, ein ungebundenes Atom – ist das nicht irgendwas aus der Chemie? Bewege ich mich nicht stets auf dem Außenorbit all der anderen, äh, Moleküle?«

»Ich glaube nicht, dass es so ist«, hatte ich gesagt. »Was ein ungebundenes Atom ist, habe ich vergessen. Aber was du da meinst, ist wohl auf deinem eigenen Mist gewachsen.«

Der Salon war laut, verräuchert, gerammelt voll und pompös. Beim Sturz des Schahs hatte Riris Vater eine bescheidene Flugzeugladung Teppiche und Skulpturen außer Landes geschafft, und der erdrückende Prunk dieses Mobiliars verlieh der Party seiner Tochter einen düsteren, überladenen und irgendwie verruchten Anstrich. Ich warf einen Blick in die Vitrine, an die mich lehnte; auf den Glasböden lagen Dolche und Eier. Die Eier – der Größe nach hätten sie von Emus stammen können – waren bemalt und mit Juwelen besetzt. Zerbrechliche, aus der Schale geschnittene Klapptürchen

gaben den Blick auf Miniaturszenen frei, in denen Schlangenmenschen in 3-D höfisch-persischer Liebe frönten. Der Künstler hatte den Gliedmaßen und Genitalien der Figuren mehr Aufmerksamkeit geschenkt als ihren Gesichtern; die kleinen, ineinander verschlungenen Liebenden hatten jenen kuhähnlichen Ausdruck, auf den man in der erotischen Kunst Asiens stößt und der einen so merkwürdigen Kontrast zu den gequälten Körperverrenkungen bildet. Von den Dolchen waren nur die Griffe zu sehen, ihre Klingen verbargen sich in märchenhaften Scheiden aus blauem Samt und gefärbtem Leder. Da und dort lagen in den Glasfächern der Vitrine verstreut drollige, nicht identifizierbare Geräte aus Silber.

»An was denkst du?« Es war Arthur. Obwohl sein Ton fröhlich klang, wirkte er verärgert, jedenfalls geistesabwesend.

»Ich denke, Riris Vater muss ein Mädchenhändler sein. Schwer was los auf der Party, Mann.« Ich bemühte mich, meiner Stimme jenen lockeren Tonfall zu geben. »Hast du ›Jemand Äh‹ gefunden?«

Er wich der Frage aus – physisch. Er wandte den Blick ab und wurde rot wie eine Jungfrau, wie Fanny Price aus *Mansfield Park*. Mit einem Mal mochte ich ihn, seine sichere Gewandtheit im Umgang mit anderen, seine unerwartete Zurückhaltung, die exotischen Partys, zu denen er ging. Der Wunsch, mich mit ihm anzufreunden, überkam mich spontan und mit Gewissheit, und noch während ich hin und her überlegte und zu dem Schluss kam, Arthur nicht schon wieder die Hand zu schütteln, musste ich daran denken, dass Spontaneität und Gewissheit immer dabei gewesen waren, wenn ich als Kind Freundschaften schloss, bis hin zu jener langen, unglücklichen Phase der Pubertät, während der ich mich scheute, Freundschaften mit Jungen einzugehen, und anscheinend nicht imstande war, mich mit Mädchen anzufreunden.

»Nein«, sagte er schließlich. »Die Sache mit ›Jemand Äh‹ hat sich bereits erledigt.« Er richtete den Blick auf den Trubel rings um uns.

»Tut mir Leid.«

»Vergiss es. Machen wir uns auf die Suche nach der schönen Jane.«